



⇒ Ingmar Mundt

Soziologie der Postnormalität: Gedanken zur Zeitdiagnose von Stephan Lessenich

⇒ Gesellschaftliche Normalität als Problembeschreibung

Mit seinem Buch *Nicht mehr normal: Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs* greift der Soziologe und Direktor des Instituts für Sozialforschung in Frankfurt am Main Stephan Lessenich ein aktuell vielfältig diskutiertes Thema auf. In dem zeitdiagnostischen Essay beschreibt er eine (westliche) Gesellschaft, die sich im 21. Jahrhundert in einem Zustand des Dauerstresses und des orientierungslosen Pendelns von einer Krisensituation in die nächste befindet. Dieser Zustandsbefund ist nicht grundsätzlich neu, wird doch seit einiger Zeit von multiplen Krisen gesprochen, vor denen die Gesellschaften (nicht nur) der westlichen Welt stehen. Lessenich möchte jedoch einen Schritt weiter gehen und die gegenwärtige Zeit als einen Zustand der Postnormalität verstanden wissen, der durch einen Verlust von Normalitätserfahrungen und das Gefühl gekennzeichnet ist, dass die »Dinge nicht mehr so sind, wie sie mal waren«. Exemplarisch hierfür analysiert der Autor in seinem Buch die Wirtschafts- und Finanzkrise im Euroraum, die Flüchtlingskrise von 2015, die Ressourcen- und Klimakrise sowie die aktuelle Cancel Culture bzw. Identitäts-Debatte. In all diesen Krisen findet der Autor Anzeichen dafür, dass die Gesellschaft sich in einem postnormalen Zustand der Dauerkrisenhaftigkeit befindet.

Analysen zum gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft sind ein beliebtes Instrument einer zeitdiagnostischen Soziologie. Diese untersucht nicht nur den Kontext und die Genese eines Phänomens, also die Frage, wie und warum sich ein entsprechendes Phänomen herausgebildet hat und welche Verläufe dieses von einer wo auch immer verorteten Vergangenheit aus genommen hat, um in der Gegenwart seine Wirkung zu entfalten. Solche Diagnosen dürfen – und müssen wohl

auch – die Komplexität ihres Untersuchungsgegenstandes reduzieren, indem sie sich auf Ausschnitte der Gesellschaft fokussieren und innerhalb dieser Ausschnitte empirische Belege und Plausibilität aufzeigen. Die

Stephan Lessenich (2022): Nicht mehr normal: Gesellschaft am Rande des Nervenzusammenbruchs, Berlin: Hanser Berlin. 160 S., ISBN 978-3-446-27383-2, EUR 23,00.

DOI: 10.18156/eug-1-2023-rez-9

Hauptaussage von Lessenichs Zeitdiagnose liegt bereits in der Verwendung des zentralen Begriffes, um die sich seine Analyse dreht. Die Verwendung der Wörter »Postnormalität« bzw. »postnormale Gesellschaft« erhebt den Anspruch, dass die Gesellschaft in einen neuen gesellschaftlichen Zustand übergegangen sei und sich nicht einfach nur in einem temporären vorübergehenden Abweichen von einem wie auch immer ausgeprägten Normalitätszustand befindet.

Lessenich beschreibt die moderne Gesellschaft als eine normalitätsorientierte Gesellschaft, die Normalität produziert und stabilisiert – und diese für ihr eigenes Funktionieren benötigt. Normalität sieht er dabei als eine »Mixtur von individuellen Erfahrungen und kollektiver Imagination« (59). Lesenswert arbeitet Lessenich dabei zu Beginn des Buches an einer soziologischen Perspektive auf gesellschaftliche Normalität, die er vor allem als eine »gesellschaftliche Imagination« ansieht. Diese Imaginationen wirken nicht nur strukturgebend auf die Mitglieder einer Gesellschaft, z.B. in Form eines geteilten Wissensvorrats dessen, was als »normal« gilt, sondern die Strukturen werden auch von diesen mit hervorgebracht, indem sich allgemeingültige – normalisierte – soziale Praktiken herausbilden. Normalität ist somit, in Anlehnung an die praxistheoretischen Arbeiten Pierre Bourdieus, sozial strukturiert und zugleich sozial strukturierend. Die Herausforderung für die gesellschaftlichen Akteur:innen besteht dabei Lessenich zufolge darin, »die normative und die empirische Dimension des Normalen in Übereinstimmung miteinander zu bringen, um gesellschaftliche Stabilität und soziale Ordnung (wieder) herzustellen« (19), also im praktischen Zusammenführen von dem, was als normal gelten sollte mit dem, was als (nicht-)normal wahrgenommen wird.

⇒ Die richtige Frage...

Damit stellt Lessenich grundsätzlich die richtige Frage für die zu beobachtende Gesellschaft der Gegenwart: Was bedeutet es für eine Gesellschaft, wenn diese eine Ausprägung gesellschaftlicher Normalität zur Selbstvergewisserung benötigt, diese Normalität aber nicht mehr in der gekannten Form zur Verfügung steht oder erwartet werden kann? Bei Normalität handelt es sich in erster Linie um Erwartungen: an die eigenen Handlungen, die Handlungen anderer und die Anerkennung gesellschaftlich geteilter Normen und Werte. Erwartungen haben eine zutiefst zeitliche Dimensionalität: Sie sind eingeübte vergangene Erfahrungen, sie werden in der Gegenwart neu hervorgebracht und haben den Anspruch, in die Zukunft fortgeschrieben werden zu können.

Normalität würde sich somit als eine Praxis verstehen lassen, in der bestehende Erfahrungen als Erwartungen in die Zukunft fortgeschrieben werden können. Die Zukunft wird mit den Worten von Niklas Luhmann »defuturisiert« und somit planbar oder erwartbar gemacht. Eine Krise – oder die Situation der Post-Normalität – ließe sich somit als Zustand beschreiben, in dem sich die Erwartungen nicht mehr auf die Zukunft projizieren lassen. Die Unsicherheit der Zukunft wird schlagartig wieder zu einem Problem; die Zukunft ist nicht mehr planbar und unsere Erwartungen müssen sich anpassen. Praktiken der »Defuturisierung« sind ein fester Bestandteil beispielsweise der modernen Wirtschaft. Eine *just in time production* lässt sich beispielweise nur implementieren, wenn davon ausgegangen werden kann, dass sich die Erwartungen endlos in die Zukunft fortschreiben lassen. Die Normalitätserwartung besteht nun in der Annahme, dass benötigte Ressourcen rechtzeitig und zum erwarteten Termin geliefert werden. Diese »Defuturisierung« lässt die Illusion der Kontrollierbarkeit der Zukunft real wirken. Kommt es zu einem krisenhaften Moment, beispielsweise im Falle des blockierten Suezkanals durch den Frachter *Ever Given* im Jahr 2021, wird die Risikohaftigkeit der Zukunft augenblicklich wieder ins Bewusstsein gerückt.

Bei der Frage nach der gesellschaftlichen Postnormalität geht es Lesench zufolge dann also in erster Linie um Zukunftserwartungen und die eigene Projektion innerhalb dieser Erwartungen. Demokratisch-kapitalistische Gesellschaften westlicher Prägung sind fundamental auf die Zukunft ausgerichtete Gesellschaften. Das normalisierte Narrativ besteht hierbei im Glauben an eine bessere Zukunft, die durch individuelles oder gesellschaftliches Handeln erreichbar sei. Beispiele hierfür sind das Aufstiegsversprechen durch Bildung, der intergenerationale Wunsch, dass »es den eigenen Kindern mal besser gehen soll« oder das Versprechen, dass mehr wirtschaftliches Wachstum zu einem besseren Leben für alle führt. Dieser gesellschaftliche Wissensvorrat an Zukunftsnarrativen gehöre ebenso zur gesellschaftlichen Normalitätsproduktion bundesdeutscher Geschichte, die sich in der Selbstwahrnehmung der Gesellschaft verankert habe. Doch auch an dieser Stelle ließe sich fragen: Was passiert mit einer Gesellschaft, der dieses Zukunftsversprechen verloren gegangen ist?

Zeitdiagnosen über die zunehmende Negativierung des gesellschaftlichen Zukunftshorizonts sind ein fester Bestandteil des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts, welcher zusammenfällt mit einem sozio-ökonomischen Transformationsprozess vom Keynesianismus der Nachkriegszeit hin zu einem marktkapitalistischen Neoliberalismus, der sich

fortan als politischer und ökonomischer Primat etabliert. Bereits in den 1970er-Jahren analysiert der französische Philosoph Jean-François Lyotard das Ende der großen Gesellschaftserzählungen (Lyotard 1984), und der *Club of Rome* berichtet von den Grenzen des Wachstums. In den 1980er-Jahren diagnostiziert der Soziologe Ulrich Beck die *Risikogesellschaft* (Beck 1986), Jürgen Habermas beklagt das Erlöschen utopischer Energien sowie eine sprachliche Negativierung des Zukunftshorizonts (Habermas 1986), und Hermann Lübke schließlich beschreibt einen »Zukunftsgewissheitsschwund« und eine »Gegenwartsschrumpfung« als zentrale Merkmale der (spät-)modernen Gesellschaft (Lübke 1983). Durch die 1990er-Jahre ziehen sich Diskussionen um die soziologische Auseinandersetzung mit der Zukunft (Bell 1996) sowie über Wissenschaft und Gesellschaft in postnormalen Zeiten (Sardar 2009). Auch die Entwicklung gesellschaftlicher Regression als Folge negativer Zukunfts- und Abstiegserwartungen ist längst ein fester Bestandteil soziologischer Zeitdiagnosen geworden (Nachtwey 2016). Veränderungen von Normalitätsproduktionen sind somit ein fester Bestandteil von Gesellschaften, die auf die Zukunft ausgerichtet und durch einen ständigen sozialen Wandel geprägt sind. Das spricht zunächst einmal nicht gegen Lessenichs Arbeit; doch um einen Erkenntnisgewinn zu erzielen, muss es das Ziel sein aufzuzeigen, dass die aktuelle Form der Normalitätsverschiebung genuin anders gelagert ist als die hier in alle Kürze aufgezählten Gegenwartsdiagnosen der letzten Jahrzehnte.

⇒ ...aber die falschen Antworten

Ein Grundproblem der von Lessenich gewählten Untersuchungsfelder zeigt sich mit Blick auf deren Erklärungspotenzial hinsichtlich der Postnormalität. Als erste postnormale Krise des 21. Jahrhunderts benennt Lessenich die Wirtschafts- und Finanzkrise des Jahres 2007 und der Jahre danach. Diese hatte unbestreitbar schock- und krisenhafte Auswirkungen auf weite Teile der Bevölkerung, und auch die imaginäre Fiktion der Zukunft bzw. das »Wetten auf die Zukunft« ist ein bekannter und nachvollziehbarer Erklärungsansatz, welcher eine Form ökonomischer Normalität darstellt. Allerdings lässt sich rückblickend nicht erkennen, dass sich abgesehen von einigen finanz- und bankrechtlichen Vorschriften sowie der folgenden Niedrigzinspolitik in der Betrachtung wirtschaftspolitischer Entwicklungen eine neue Normalität eingestellt hätte, die in großen Teilen von der vorherigen abweichen würde. Vielmehr lassen sich für die Krise der Finanzmärkte, aber auch für andere im Buch vorgestellte Krisenfelder, ebenso Gegenbeispiele finden, die

verdeutlichen, dass nach einem kurzen (oder auch längeren) Zeitraum der Orientierungslosigkeit viele – wenn auch nicht alle – Krisenphänomene wieder in den vorherigen Zustand der Normalität zurückkehren. Zudem verwundert die bei Lessenich anzutreffende Ausblendung der Anschläge vom 11. September 2001 als eigentlichem Katalysator einer neuen Postnormalität im 21. Jahrhundert, deren Folgen wir nach wie vor sowohl körperlich als Security Check am Flughafen als auch politisch im asymmetrischen Kampf gegen globalen Terrorismus sowie gesellschaftlich mit einem weiterhin anhaltenden Misstrauen gegen Menschen aus arabischen Regionen spüren (die bis heute in den Diskursen um Flüchtlingswellen aus diesen Regionen nachwirken). Auch für Lessenichs weitere Beispiele der Flüchtlingskrise von 2015 (Kapitel 3) oder der fossilen Mentalitäten, wonach der Wohlstand moderner Wachstumsgesellschaften auf der Ausbeutung nichterneuerbaren Ressourcen beruht, die die Illusion eines endlosen Anstiegs des Wohlstands erzeugt haben (Kapitel 4), lässt sich nicht ohne weiteres eine dauerhafte Postnormalität im Inneren der Gesellschaft erkennen, in der das Neue wesentlich vom Bisherigen abweichen würde. Dies liegt weniger an den gewählten Beispielen, die sicherlich in einigen gesellschaftlichen Bereichen starke Veränderungsprozesse aufweisen. Aber auch vor 2015 hat es in vielen gesellschaftlichen Milieus eine ablehnende Haltung bis hin zu Rassismus gegenüber zugewanderten Menschen aus afrikanischen oder muslimisch geprägten Ländern gegeben. Neu sind daher nicht das Phänomen an sich, sondern die gesellschaftliche Reaktion und die Diskurse, welche darüber geführt werden. Hieraus allein lässt sich allerdings noch keine Postnormalität ableiten. Hier rächt sich, dass Lessenich kein überzeugendes definitorisches oder analytisches Kriterium entwickelt, was genau Postnormalität jenseits einer diffusen Gefühlslage gesellschaftlich bedeutet. So bleibt sein Ansatz auch am Ende auf dem gleichen Erklärungslevel wie zu Beginn seiner Untersuchung: Postnormalität als ein unbestimmtes Gefühl, dass alles anders sei als früher – ein ›früher‹, zu dem man nicht mehr zurückkönnen.

⇒ Von welcher Gesellschaft und ihren Praktiken wird hier eigentlich gesprochen?

Ein weiteres Problem von Lessenichs Buch ist der empirisch schwache Gesellschaftsbegriff, den der Autor ins Feld führt. Die Mitte der Gesellschaft ist für ihn die Institution, die maßgeblich die Vorstellungen gesellschaftlicher Normalität produziert und stabilisiert. Nun lässt sich nicht abstreiten, dass auch die Mitte der Gesellschaft in den letzten drei

Jahrzehnten unter den Druck sozioökonomischer Regressionsprozesse geraten ist, wie es beispielsweise Oliver Nachtwey eindrucksvoll herausgearbeitet hat (Nachtwey 2016). Allerdings erscheint es mit Blick auf die gesellschaftlichen Realitäten zu kurz gedacht, von einer gesellschaftlichen Mitte als einheitlichem Block zu sprechen, für den Politik gemacht wird, »weil wir es ja so wollen« (58). Gesellschaftliche Bruchlinien verlaufen heute nicht mehr nur zwischen der politischen Linken und einer politischen Rechten, sondern auch zwischen den Strömungen des Kosmopolitismus und Autoritarismus. Andreas Reckwitz zeigt darüber hinaus in seinen Arbeiten, dass mittlerweile von mindestens zwei Mittelschichten gesprochen werden sollte, die sich hinsichtlich gesellschaftlicher Werte und Einstellungen an vielen Punkten ausdifferenziert haben (Reckwitz 2019). Eine Analyse postnormaler Gesellschaftsprozesse in den gegenwärtigen Krisenverläufen hätte daher an Genauigkeit gewinnen können, wenn sich Lessenich tatsächlich die Prozesse gesellschaftlicher Normalisierung in den pluralen Mitten der Gesellschaft angeschaut hätte. Doch auch ohne an dieser Stelle eine empirische Analyse bieten zu können, kann dennoch der starke Verdacht geäußert werden, dass die Normalitätsproduktion genau hier problematisch geworden ist: Es sind die gesellschaftlichen Mitten und nicht (nur) die Ränder, welche sich hinsichtlich ihrer Normalitätsvorstellungen auseinander manövriert haben. Wären es nur die gesellschaftlichen Ränder, die sich weiter von der Mitte entfernen, so würde dies die Normalitätsproduktion der Mitte kaum beeinflussen, da diese weiterhin als normsetzend fungieren würde. Aber es ist die politische Mitte, die immer weniger imstande zu sein scheint, dieser Funktion noch nachzukommen.

Letztendlich nimmt Lessenich eine Position ein, in der er von außen auf die Gesellschaft schaut. Das ist für zeitdiagnostische Arbeiten ein probates Mittel, verschließt aber letztendlich den Blick auf denjenigen Aspekt, den Lessenich eigentlich immer wieder als bedeutsam hervorhebt: den Blick auf solche sozialen Praktiken nämlich, die letztendlich die Normalitätsproduktion vollziehen. Wie bei seiner unpräzisen Betrachtung der gesellschaftlichen Mitte hat der Autor auch mit Blick auf die sozialen Praktiken kaum eine klare Definition, die seinem eigentlichen Erkenntnisinteresse gerecht werden würde. So bleibt seine Analyse von Praktiken auf einer Ebene, auf der zwar klar wird, dass diese Praktiken irgendeine Rolle spielen; unklar bleibt jedoch, wie diese Praktiken tatsächlich vonstattengehen. Letztlich verlässt Lessenich dabei nur selten seine makrosoziologische Perspektive auf die gesellschaftlichen Prozesse, in der die meisten der betrachteten Phänomene mit Macht, Strukturen und gesellschaftlichen Narrativen erklärt werden, der

exakte Vollzug dieser Praktiken aber unergründet bleibt –und somit bleibt Lessenich auch eine Erklärung dafür schuldig, wie genau sich Postnormalität nun praktisch vollzieht.

⇒ Schluss: Zwischen Utopie und Schlagwortsoziologie

Mit Lessenichs externem Blick auf die Gesellschaft und der fehlenden Ausarbeitung sozialer Praktiken bleiben die Erklärungsansätze vage und abstrakt. So findet Lessenich für jedes seiner identifizierten Postnormalitätsfelder relativ schnell den Bösewicht: der alte weiße Mann und seine Privilegien, das Wirtschaftswachstum oder schlicht eine Politik, die so handelt, wie sie handelt, weil wir das alle so wollen und daran teilhaben. Dies sind auch berechtigte Kritikfelder im Assemblage gesellschaftlicher Problemlagen, aber weder gewinnt der Lesende an dieser Stelle eine neue Erkenntnis noch scheint der Komplexität gesellschaftlicher Zusammenhänge und Dynamiken soziologischer Analysen an dieser Stelle Genüge getan. So undifferenziert und undefiniert der Untersuchungsgegenstand bei Lessenich bleibt, so schlagwortartig sind auch seine Erklärungs- und Lösungsansätze. Am Ende bleiben somit lediglich einige normative und utopische Ausblicke alternativer Gesellschaftsgestaltung übrig, die weder ausgearbeitet noch mit Blick auf ihr Potenzial zur Lösung postnormaler Prozesse und Entwicklungen analysiert werden. Vielmehr könnten diese selbst für weite Teile der Gesellschaft als postnormal angesehen werden. Lessenich bietet durchaus spannende und wichtige Fragen an und präsentiert in den ersten beiden Kapiteln interessante Einblicke in mögliche Erklärungen postnormaler Gesellschaftsprozesse. Was mit einer Gesellschaft passiert, die sich nicht mehr stabil in die Zukunft (bzw. in ihre Zukünfte) fortschreiben kann, ist eine hochaktuelle Frage zur Konstitution spätmoderner Gesellschaften. Leider bleibt am Ende der Lektüre des Buches selbst nur der Eindruck übrig, der bereits zu Beginn beschrieben wird: Irgendwas ist komisch mit dem, was mal als normal galt, aber weiter sind wir jetzt auch nicht. Womöglich ist es damit auch ein sehr passendes Buch für diese Zeit.

⇒ Literaturverzeichnis

Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Aufbruch in eine andere Moderne, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

Bell, Wendell (1996): The Sociology of the Future and the Future of Sociology, in: Sociological Perspectives, 39, 1, 39–57.

Habermas, Jürgen (1986): The New Obscurity: The Crisis of the Welfare State and the Exhaustion of Utopian Energies: translated by Phillip Jacobs, in: Philosophy & Social Criticism 11, 1–18.

Liotard, Jean-François: The Postmodern Condition: A Report on Knowledge, Minneapolis: University of Minnesota Press.

Lübbe, Herrmann (1983): Zeit-Verhältnisse. Zur Kulturphilosophie des Fortschritts, Graz: Styria.

Nachtwey, Oliver (2016): Die Abstiegs-gesellschaft. Über das Aufbegehren in der regressiven Moderne, Berlin: Suhrkamp.

Reckwitz, Andreas (2019): Das Ende der Illusionen. Politik, Ökonomie und Kultur in der Spätmoderne, Berlin: Suhrkamp.

Sardar, Ziauddin (2009): Welcome to Postnormal Times, in: Futures, 42, 5, 435–444.

Ingmar Mundt, *1985, M.A., M.Sc, Mitarbeiter und Doktorand am Weizenbaum-Institut für die vernetzte Gesellschaft in Berlin (ingmar.mundt@weizenbaum-institut.de).

Zitationsvorschlag:

Mundt, Ingmar (2023): Rezension: Soziologie der Postnormalität: Gedanken zur Zeitdiagnose von Stephan Lessenich (Ethik und Gesellschaft 1/2023: Religion als Brand- und Friedensstifter). Download unter: <https://dx.doi.org/10.18156/eug-1-2023-rez-9> (Zugriff am [Datum]).



ethikundgesellschaft
ökumenische zeitschrift für sozialethik

1/2023: Religion als Brand- und Friedensstifter

Oliver Hidalgo

Die Konflikanfälligkeit religiöser Identitäten und die politisch-theologische Spaltung Europas

Jochen Töpfer

Standpunkte religiöser Würdenträger Südosteuropas zu Krisen- und Konfliktsituationen in Europa 1900-2023

Regina Elsner

Diskurse über Krieg und Frieden: Die Rolle der Orthodoxie im Russischen Angriffskrieg auf die Ukraine

Eva Maria Fischer

Religion, Huntington und der Ukraine-Krieg

Katja Winker

»Demokratischer Frieden« und Religion. Die politische Ethik des Katholizismus zwischen autoritärem und demokratischem Staat

Sarah Jäger

Skizzen zum Evangelischen Pazifismuskurs nach 1945

Christian Spieß

Fluide Wahrheiten zwischen Traditionsbrüchen und Kontinuitätsnarrativen. Das doppelte Gewaltproblem der Religionen und die Ambivalenz der Staatslehre der katholischen Kirche

Alexander Yendell

Religiosität und Kriegsbefürwortung: Theorien und Ergebnisse aus der quantitativen Religionsforschung